

Kapitel 1

Spielerische Kommunikation in der Familientherapie

Probleme sind im allgemeinen grausam. Wenn sie ein Credo hätten, könnte es sehr wohl lauten: „Nimm uns ernst!“ Und so müssen ernste Probleme denn ja wohl auch aufgefaßt werden, oder? In dem Maße, wie ein Problem uns bedrückt, scheinen die Intensität unserer Aufmerksamkeit und die Ernsthaftigkeit der Maßnahmen, die wir ergreifen, um es abzustellen, wachsen zu müssen. Da sie Sorge, Verzweiflung und Hoffnungslosigkeit auf sich ziehen, können schwerwiegende Probleme Familien wie auch die Menschen, die ihnen beistehen, bewegungsunfähig machen. Wir fragen uns, ob es für die Probleme vorteilhaft ist, so ernst genommen zu werden. Wir können die Frage auch umgekehrt stellen: Wird ihre Existenz durch Humor und Verspieltheit bedroht?

Wenn Kinder die Wahl haben, ziehen die meisten von ihnen es vor, in spielerischer Weise miteinander umzugehen. Ernsthafte Diskussionen und methodisches Problemlösen können für die Kommunikation der Kinder eine Bürde sein, indem sie ihre Stimmen ausschalten und ihre speziellen Fähigkeiten, ihr Wissen und ihre kreativen Ressourcen behindern (FREEMAN, LOPTSON & STACEY, 1995; STACEY, 1995). Der Preis dafür, daß wir als Therapeuten uns für die Ernsthaftigkeit entscheiden, liegt im Unterdrücken unserer eigenen Ressourcen, wie zum Beispiel der Fähigkeit, lateral zu denken, neugierig zu sein, genügend unbeschwert zu sein, um uns auf spielerischen Umgang mit dem Kind einzulassen, und den Glauben an die Lösbarkeit der Situation zu bewahren. Wenn uns dieses alles fehlt, sind unsere intellektuellen Fähigkeiten gedämpft, wir verlieren unsere Attraktivität für die Kinder, oder wir sind überwältigt. Haben wir den Mut, angesichts bedrückender Probleme spielerisch kreativ zu sein? Was geschieht, wenn wir Phantasie, Humor und Erfindungsreichtum den todernsten Problemen gegenüberstellen? Wir sind hier der Auffassung, daß es damit zum Anstieg einfallsreicher Problemlösungen kommt und zum Niedergang ernsthafter Probleme. Wie unser Freund Michael SEARLE (persönliche Mitteilung, August, 1995) sinnierte: „Ist Spiel so abstoßend für ein Problem wie Knoblauch für den Vampir?“

Gewichtige Probleme scheinen besonders gut den Dreh heraus zu haben, verantwortliche Erwachsene davon zu überzeugen, daß es an der

Zeit ist, mit der Spielerei aufzuhören und sich an die Arbeit zu machen. Solche Sorgen sind sehr verständlich. Es ist frustrierend für Erwachsene, wenn sie sich gerade abmühen, eine bestimmte Situation in Angriff zu nehmen – und das Kind möchte lieber mit den kleinen Figuren spielen, im Raum herumspringen, ein Spiel anfangen, ein Bild malen, über einen Film sprechen oder aus dem Fenster starren. In der Familientherapie werden Therapeuten und Familienmitglieder leicht in Bemühungen hineingezogen, die Kinder auf ihre „Aufgabe“ auszurichten und sich dabei auf Wege der Problemlösung zu konzentrieren, die Erwachsenen geläufig sind. Von mühelosen oder sogar spielerischen Vorgehensweisen zu sprechen, scheint vielleicht angesichts dieser Dinge läppisch, unbedarft oder oberflächlich. Ein ernster Ansatz könnte jedoch Kinder ausschließen oder entfremden und förderlich für das Problem sein.

Es mag schon angehen, mit einem vierjährigen Kind humorvoll und spielerisch umzugehen, wenn es um *Sneaky Pee* („Hinterlistiges Pipi“) geht, das Schuld am Bettnässen ist, oder um Wutausbrüche, die die Mahlzeiten der Familie stören. Aber wie ist es angesichts eines erschreckenden und gefährlichen Problems, wie z. B. einer Eßstörung, selbstzerstörerischen Verhaltens, rücksichtslosem Weglaufen eines Teenagers, Gewalt in der Familie, der Gesundheit eines Kindes nach sexuellem Mißbrauch¹ oder einer lebensbedrohlichen Krankheit?

Spielerische Ansätze sollten als wertvolle Herausforderungen für ernste Probleme nicht unterschätzt werden. Wie die Zwillingmasken von Komödie und Tragödie reflektiert Spiel sowohl die Freude wie auch das Pathos der menschlichen Erfahrung. Wenn Kinder und Erwachsene zusammentreffen, bietet das Spiel eine gemeinsame Sprache, in der die Breite und Tiefe von Gedanken, Gefühlen und Erfahrung ausgedrückt werden können – und hierin haben wir eine gemeinsame *lingua franca*. Zudem hängt spielerische Kommunikation nicht völlig von der kognitiven Entwicklung ab, da sie die Fähigkeit hat, äußerst ansteckend zu wirken und alle Altersstufen zu umfassen.

¹ Da nur eine Falldarstellung in diesem Buch die Arbeit mit sexuellem Kindesmißbrauch erwähnt, verweisen wir Leser, die am narrativen Ansatz für die Therapie bei sexuellem Kindesmißbrauch interessiert sind, auf ADAMS-WESTCOTT und ISENBART (1990, 1996), LAING und KAMSLER (1990) und ROBERTS (1993).

In einer auf das Kind fokussierenden Familientherapie wird die Wesensart von Kindern und ihre Art zu kommunizieren, anerkannt und respektiert. Wenn ein Erwachsener eine spielerische Interaktion mit einem Kind aufnimmt, erweitern sich Kompetenz und Kreativität des Kindes. Die Erwachsenen einer Familie sind oft überrascht, wenn spielerische Kommunikation es den Kindern erlaubt, Verantwortung für Probleme zu übernehmen und erfindungsreich nach einer Lösung zu suchen. Das Interesse der Kinder an spielerischen Vorgehensweisen mit Phantasievorstellungen, Einbildungen, Mysterien, Zauber, Symbolismus, Metaphern, Geschichtenerzählen und verschiedenen Spielen mag anfänglich unbedeutend erscheinen. Aber innerhalb dieser eher unvollständigen Bereiche der Bedeutungsgebung entdecken wir Schätze, die von zentraler Wichtigkeit für die Motivation und Fähigkeit des Kindes sind, Probleme zu lösen.

Junge Menschen benutzen ihre Vorstellungskraft und ihre Fähigkeiten in einer Weise, die von Erwachsenen oft nicht wahrgenommen werden; sie können besondere Fähigkeiten besitzen, die man nie erraten hätte. Jenny war neugierig, wie Kinder, die nie in einer Therapie gewesen sind, mit Problemen alleine fertig werden. Sie beschloß, einige Kinder, die sie kannte, zu befragen; sie begann mit einer Reihe offener Fragen: Hast du jemals ein Problem gehabt, mit dem du dich allein auseinandergesetzt hast? Hat deine Phantasie dir dabei geholfen?

Jenny fragte eine elfjährige australische Freundin, Annie, ob sie sie darüber befragen dürfte, „wie junge Menschen Probleme allein lösen.“ Annie führte sie an einen ruhigen Ort, wo sie nicht gestört werden würden. Sie kletterten auf einen mit Flechten bewachsenen Felsen, von dem aus sie die Weiden mit den Schafen sehen konnten, und Annie überlegte eine Weile, während sie und Jenny ruhig zusammen saßen und sich von der Sonne den Rücken wärmen ließen. Dann erzählte sie Jenny, daß sie, als sie sechs war, unglücklich gewesen sei, weil sie nachts das Bett naß machte. Sie hatte einen Weg gefunden, das abzustellen.

Annie war abends nach draußen gegangen, um in die Sterne zu gucken, und sang dann ein Wunschlied, das sie einmal gehört hatte: „Heller Stern, Sternenpracht, erster Stern, den ich seh’ heute Nacht, ich wünsche ich könnte, ich hätte die Macht, bekäme den Wunsch, den ich wünsch’ heut Nacht.“ Annie erklärte, daß es der erste Stern sein mußte, sonst würde es nicht funktionieren. Dieses nächtliche Ritual half ihr zu beschließen: „Ich kann aufhören, wenn ich wirklich will“ und „zu den-

ken, es wird funktionieren.“ Mit Freude stellte sie nach einer Weile fest, daß es wirklich funktionierte und sie mit Freude in einem trockenen Bett aufwachen konnte.

Dann wurde sie nach anderen Malen gefragt, wo die Phantasie ihr eine Freundin gewesen sei, und Annie berichtete Jenny weiter von einem Phantasiehund, der ihr in traurigen Zeiten geholfen habe. Dieser Phantasiehund brauchte regelmäßig Phantasiefutter und -wasser und schlief in seinem Korb neben ihrem Bett. Er war ein toller Spielgefährte, konnte in Kreisen um sie herumrennen, um sie aufzumuntern, „konnte aber auch sanft und lieb sein, wenn man ihn brauchte.“ Wenn Annie traurig war, konnte sie mit ihm spaziergehen auf den Weiden, wo sie dann anhielt, mit ihm schmuste oder tröstsuchend in sein Fell weinte.

Megan, ein anderes Kind, das befragt wurde, hatte eine ausgelassene Phantasiefreundin namens Julie, die immer mit ihr zur Vorschule und zum Kindergarten kam. Julie kletterte dann in die Gepäckrahmen im Schulbus und sprang herum und winkte. Wenn Julie auf den Lehrer wütend war, kletterte Julie immer auf ihre Schulter und schnitt Gesichter, und dadurch fühlte sich Megan besser in der Klasse. Wenn Megan sich Sorgen machte, Julies Frechheit könnte ihr Ärger machen, flüsterte sie ihr zu: „Komm schnell runter.“ Glücklicherweise schien der Lehrer nie etwas zu bemerken.

Die achtjährige Jane hatte einen Phantasiefreund, der ihr immer bei den Hausaufgaben half. Dieser Freund war ein erwachsener Mann, der von einer Tropeninsel kam und der freundlich, klug und ruhig war. Er wohnte in einer Maske an der Wand, und Jane konnte ihn herunterrufen, damit er sie besuchte, mit ihr spielte oder ihr aushalf. Sie brauchte viel Hilfe bei Fächern wie Mathematik und Geographie. Ihr Freund würde sie daran erinnern, wie man die Rechenaufgaben machte. Aber dann mußte sie weitermachen und sie allein zu Ende bringen. Manchmal jedoch, wenn sie sehr drängte, ging er so weit, daß er ihr besonders schwierig Antworten lieferte!

Es ist eine Freude, die Wahrnehmungen eines Kindes zu erleben, das sich frei auf entspannte und natürliche Weise ausdrücken kann. Zum Beispiel spielt Laura RANGER in dem Gedicht (1995, S.22), das sie als Sechsjährige schrieb, mit der Komplexität ihrer Gefühle gegenüber ihrem kleinen Bruder und ihrer Wahrnehmungen der Wörter, die er beim Sprechen durcheinanderbringt.

Pete und ich

Ich liebe Pete
und Pete liebt mich.
Pete wird bald drei,
und sieben bin ich.

Meine Mama und mein Papa
lassen uns oft Rollschuhfahren
in dem Flur und anderswo:
wir landen oft auf dem Popo.
Heil in die Küche schaff' ich's nie
und krache ständig auf mein Knie.

Im Dunkeln sagt der Pete zu mir:
da ist ein Monster an der Tür.
Er glaubt, da ist ein Dinosaurier
soeben in Mamas Zimmer gewesen.
Den vertreiben wir mit dem Besen.

Pete ist süß,
er lernt jetzt sprechen.
Er nennt den Hund vom Onkel „Kino“
doch wirklich ist sein Name „Dino“
Pete sagt,
„Trockodiele leben im Lamm“,
und meint,
„Krokodile leben im Schlamm“.

Pete ist urkomisch.
Im Schuppen hat er Quatsch gemacht.
Dort fand er Öl und Papas Pinsel,
bemalte schnell
das Bettgestell,
dadrunter gab's ein Ölgerinsel.

In meinem Zimmer
spiel' ich immer
mit meiner Freundin Brigitte.
„Laß' uns allein, Pete, bitte.“
Er haßt mich,
wenn das so geschieht,
und ich haß' meinen Bruder Pete,

Wo sich Phantasien von Kindern und Erwachsenen überschneiden

Der Geist eines Kindes ist anders als der eines Erwachsenen, wird aber wesentlich von der Phantasie der Erwachsenen beeinflusst. Denken wir nur an all die Geschichten, Lieder und Märchen, die den Kindern Freude machen. Die meisten wurden von Erwachsenen geschrieben, die sich für Kinder neue Welten erdachten. *Alice im Wunderland* wurde von einem Mann geschrieben, der keine Kinder hatte: Lewis CARROLL (1989); *Pooh der Bär* von einem Vater (MILNE, 1957), der sich in Gegenwart seines Sohnes Robin befangen fühlte, aber einen Weg suchte, ihn zu erreichen. Kinder lieben diese Geschichten. Sie hören zu, lassen ihrer Phantasie freien Lauf und bilden ihre eigenen Vorstellungen. Sie nehmen Fäden aus dem, was ihnen die Erwachsenen anbieten, und weben sie in beständiges Spiel und Geschichtenerzählen. Die erwachsenen Geschichtenerzähler bieten ein Gerüst an, an dem die Phantasien und Narrative der Kinder wie Weinlaub ranken.

In der Therapie sind wir an einer Beziehung zwischen Erwachsenen und Kindern interessiert, bei der jede Seite ihre eigenen einzigartigen Ressourcen einbringt. Kinder sind erstaunlich fähig, ihre eigenen Probleme zu lösen. Unser Ziel ist, Zugang zu ihrer Phantasie und ihrem Wissen zu erhalten und mit ihnen zusammenzuarbeiten. Das Zusammenspiel zwischen Kindern und Erwachsenen führt zu einer Bereicherung der Narrative. Statt einfach die Sprache eines Kindes zu reflektieren oder zuzuhören und theoretisch begründete Interpretationen zu liefern, bemühen wir uns, willkommene und aktive Teilhaber an der Bedeutungswelt des Kindes zu sein. Indem wir zulassen, daß unsere eigenen Phantasien entzündet werden, entdecken wir mit den Kindern und den Familienmitgliedern gemeinsam neue Alternativen und Möglichkeiten. Da das Kind eine andersartige Konversation über ein Problem führt oder mit uns in seiner Phantasie spielt, findet es oft eine „Lösung“, die wir nie hätten vor-aussehen können.

Wir benutzen Fragen, um sprachliche Ressourcen bereitzustellen, die das Kind mit seinem Wissen und seiner Phantasie verbinden kann, um mögliche Bedeutungen auszuweiten und um neuen Ideen die Türen zu öffnen (BRUNER, 1986). Es ist wichtig, daß wir uns bei der Wahl unserer Beiträge und Fragen unseres Einflusses bewußt sind. LOPTSON und STACEY (1995, S.19) schreiben:

Da Kinder sich verglichen mit Erwachsenen in einem formbareren Entwicklungsstadium befinden, obliegt es uns, mit der Macht unseres Einflusses verantwortlich umzugehen, wenn es darum geht, das Leben und die Narrative der Kinder, mit deren Hilfe sie ihr Leben beschreiben, zu gestalten. Auch ihnen muß es erlaubt sein, als Personen zu sprechen, die in bezug auf ihr eigenes Leben Expertise besitzen, statt daß man über sie als Objekte spricht, an denen von anderen gehandelt wird.

Während es jungen Menschen oft gefällt, wenn man ihren Fähigkeiten und ihrem Wissen Aufmerksamkeit schenkt, ist ihnen Beachtung ihrer Probleme vermutlich nicht so willkommen. Wenn sie gefragt werden: „Warum hast du das gemacht?“, „Kannst du mir sagen, was in dir geschieht?“, „Was ist los mit dir?“ oder „Warum hast du Angst?“ reagieren Kinder häufig, indem sie sagen: „Ich weiß nicht“, die Augen abwenden oder verdrehen, sich winden, mit Bruder oder Schwester einen Streit anfangen oder ins Leere starren. Jungen Menschen scheint es oft zu widerstreben, Beschreibungen von sich selbst im Sinne von „Ich bin das Problem“ in Angriff zu nehmen; sie ziehen es vor, sich verdeckt über Probleme mitzuteilen – durch Metaphern oder Spiel. Hierbei hilft eine externalisierende Sprache.

Ein Problem ist ein Problem ist ein Problem

„Das Problem ist das Problem, die Person ist nicht das Problem“ ist eine oft zitierte Maxime der narrativen Therapie. Die linguistische Praxis des Externalisieren (WHITE, 1989/1997; WHITE & EPSTON, 1990b), bei der Person und Problem getrennt werden, stellt eine spielerische Art dar, Kinder zu motivieren, sich Schwierigkeiten zu stellen und sie zu verringern.

In einer Familie haben Vorwürfe und Scham wegen eines Problems meist eine verheimlichende und bewegungsunfähig machende Wirkung. Zudem ist es schwierig für Menschen, sich zu ändern, wenn sie ein Problem für einen wesentlichen Bestandteil ihres Charakters oder ihrer Beziehung halten, da das Problem zu sehr „unter die Haut geht“. Trennt man in einer externalisierenden Konversation das Problem von der Person, wird der Druck, der durch Scham und Rechtfertigungszwang entsteht, geringer. Da der junge Mensch nicht mehr als derjenige definiert wird, der an sich das Problem darstellt, kann er eine Beziehung zum externalisierten Problem herstellen. Diese Praxis erlaubt es einer Person oder einer Gruppe von Personen, dem Problem gegen-

über eine reflektierendere und kritischere Position einzunehmen. Sobald eine gewisse Distanz zwischen dem Ich und dem Problem hergestellt ist, können die Familienmitglieder über die Auswirkungen des Problems auf ihr Leben nachdenken und ihre eigenen Ressourcen zum Tragen kommen lassen, wenn sie ihre Beziehung zum Problem neu überdenken. Im Raum zwischen Person und Problem weiten sich im allgemeinen Verantwortung, Entscheidungsmöglichkeit und persönliche Handlungsfähigkeit aus.

Diese Praxis schafft meistens auch eine lockerere Atmosphäre, in der die Kinder aufgefordert werden, erfindungsreich mit ihrem Problem umzugehen, statt durch Beschuldigungen, Schuldgefühle und Scham so bewegungsunfähig zu werden, daß ihre Eltern die ganze Last der Problemlösung tragen müssen. Wie WHITE (1989/1997, S. 6) bemerkt, „befreit [eine externalisierende Konversation] die Menschen, so daß sie sich ‘tödlichsten Problemen’ leichter, effektiver und weniger gestreßt nähern können.“

„In die Hose machen“ war eines der ersten Probleme, das von Michael WHITE (1984/1997) externalisiert wurde. Durch eine ganz einfache Externalisation wurde Enkopresis in *Sneaky Poo* („Hinterlistiges Aa“) umbenannt. Enkopresis ist ein medizinischer diagnostischer Begriff; an und für sich spricht nichts gegen seine Verwendung. Dennoch hat die Grammatik, mit der wir zu jungen Menschen und über sie sprechen, gewisse Auswirkungen. Wenn man sagt: „Tom ist enkopretisch“ impliziert das etwas über seine Identität. Wenn man sagt: „Toms Problem ist, daß er seine Hosen vollmacht“, ist das richtig, fügt aber der an sich schon erniedrigenden Situation zusätzliche Beschämung hinzu. Wenn man sagt: „Das hinterlistige Aa verpestet Tom das Leben, weil es sich in seine Hosen hinausschleicht“, benutzt man eine spielerische Form, um Toms Beziehung zu seinem Problem mit dem Beschmutzen zu beschreiben. Sie wird wahrscheinlich eher Toms Teilnahme an der Diskussion über sein Problem bewirken. Sie kann auch eine eher sportliche Haltung in Tom gegenüber dem Problem hervorrufen, da wir nun darüber sprechen können, wie „Tom das hinterlistige Aa überlisten und daran hindern kann, sich aus ihm herauszuschleichen.“ Tom braucht nicht ein anderer Mensch zu sein als den er sich versteht. Im Gegenteil, betrachtet man noch einmal seine Beziehung zu solch einem Problem wie dem „Hinterlistigen Aa“, könnte sich herausstellen, daß er genau die richtige Person für die bevorstehende Aufgabe ist – nämlich „das hinterlistige Aa zu überlisten“.

Als Alternative zur Diagnose und Behandlung von Pathologie konzentriert sich die externalisierende Konversation darauf, Entscheidungsmöglichkeiten und Handlungsspielräume in der Beziehung zwischen Personen und Problemen zu erweitern. ROTH und EPSTON (1996, S. 5) schreiben:

Im Gegensatz zu der in Beruf und unserer Kultur vorherrschenden Praxis, die Person als das Problem oder das Problem als innerhalb der Person bestehend zu identifizieren, wird in dieser Arbeit das Problem als außerhalb der Person befindlich beschrieben. Dies geschieht nicht aus der Überzeugung heraus, daß ein Problem etwas objektiv Separates ist, sondern als linguistische Gegenmaßnahme, die uns befreiende Konstruktionen verfügbar macht.

Wenn Mitglieder der von einem Problem überwältigten Familie eine Therapie beginnen, erwarten sie möglicherweise, daß der Kliniker weitere unterschwellige Konflikte in ihren Köpfen oder Beziehungen entdeckt. Therapeuten spielen eine aktive Rolle, wenn es darum geht, Attributionen zu formulieren, die benutzt werden, um junge Menschen und Familien zu beschreiben und ihre problematische Situation zu erklären. Wenn ein Therapeut sich die pathologische Beschreibung eines Kindes anhört, sie akzeptiert und die Untersuchung unterstützt, kann die Identität des Kindes leiden.²

Wenn ein Problem externalisiert ist, verändert sich normalerweise die Haltung der jungen Menschen in der Therapie. Wenn sie feststellen, daß statt ihrer nun das Problem auf den Präsentierteller kommt oder unter die Lupe genommen wird, schalten sie sich enthusiastisch in die Konversation mit ein. Auf ihren Gesichtern zeigt sich Erleichterung. Ihre Augen leuchten auf, als wollten sie sagen: „Ja, genau. So seh’ ich das auch. Es ist nicht meine Schuld.“ Sie sind dann in der Lage anzuerkennen, daß „das Problem“ zufällig sie und andere unglücklich macht, und sie sind bereit, über die Dinge mit manchmal bemerkenswerter Offenheit zu diskutieren.

Obwohl es sich so gesehen hierbei durchaus um eine ernsthafte Beschäftigung handelt, halten wir diese Praxis ihrer Natur nach für spielerisch und attraktiv für Kinder. Die in der Einleitung erwähnte Maria schickte Jenny in einem Jahr eine Valentinskarte mit dem Titel: „Aa an Angst und Wut“ und einer kleinen Zeichnung von den beiden auf der Vorderseite. Auf der Rückseite hatte sie geschrieben: „Ich rede gern mit

² Siehe EPSTON (1993), GERGEN (1994)

dir und ich beschimpfe gern die Angst und die Wut. Deine Maria.“ Jenna, eine Neunjährige, deren Geschichte in Kapitel 8 erscheint, schrieb einmal in Bezug auf eine Maske, die sie von dem „Schwindler Angst“ gemacht hatte: „Du bist nicht mehr Nichts ... als du Nichts warst, konnte ich dich eigentlich nicht erkennen. Jetzt, wo du einen Namen hast, kann man dich kennen und besiegen!“

Abgesehen von dem verständlichen Widerstand dagegen, Schuld oder Schande zugesprochen zu bekommen, zeigen Kinder vielleicht gesunden Menschenverstand, wenn sie sich dagegen wehren, durch Beschreibungen definiert zu werden, die implizieren, daß ihre Identität begrenzt oder festgelegt ist. Selbst Erwachsene finden starre negative Beschreibungen von sich nicht besonders motivierend bei dem Versuch sich zu ändern. Warum sollten Kinder sich nicht einer festgelegten, von Erwachsenen aufgedrängten Definition oder normativen Charakterisierung widersetzen? Schließlich bleibt Identität bis weit in die Erwachsenenzeit hinein auf der Suche und in einem relativ fließenden Zustand.

Betrachtet man das Kind als jemanden, der sich einem Problem gegenüberübersieht und nicht selbst das Problem ist, so ist damit ein hilfreicher Anfang gemacht, um das Fließende der Identitätsbildung zu bewahren. Externalisieren scheint für viele Kinder ganz selbstverständlich zu passen. Es ist mit der Art und Weise vereinbar, wie sie sich normalerweise in der dynamischen Lernumgebung des Spiels Schwierigkeiten nähern. Beim „Verkleiden“ und anderen Spielen werden vielfältige Perspektiven, Persönlichkeiten und Rollen zusammen mit Hüten, Kostümen und Akzenten ausprobiert. Dieses Fließende erlaubt es dem Kind, eine ganze Spielbreite von Haltungen, Identität und Verhalten zu erkunden – und den emotionalen Geschmack des Augenblicks oder Tages auszuprobieren. Wenn das Spiel eines Kindes sich nur ständig in ritualisierter Form wiederholt oder in der Variation seiner Rollen und Verhaltensweisen eingeschränkt ist, sollte man sich tatsächlich fragen, ob es Mißbrauch oder andere schwerwiegende Unterbrechungen in der Identitätsentwicklung gegeben hat.

Für das Kind ist Externalisieren so ein Spiel wie „wir tun jetzt so, als ob“. Implizit oder manchmal sogar explizit sagen wir zu dem Kind: „Laß uns so tun, als ob das Problem außerhalb von dir ist, und dann spielen wir mit ihm von da aus.“ Wie PALEY (1990, S. 7) schreibt: „So tun, als ob“ verwirrt den Erwachsenen, aber für das Kind ist es die wirkliche und ernsthafte Welt, die Bühne, auf der jede Identität möglich ist und geheime Gedanken gefahrlos aufgedeckt werden können.“